

# Wie wir hier zu Hause sein können

Eine Rede vor Israelis und Palästinensern / Von David Grossmann



© dpa

**„Existenzielle Angst“:** David Grossmann sieht das Teilen eines gemeinsamen Schicksals als großes Bindungsglied zwischen den Israelis. Die Unterdrückung palästinensischer Demonstranten kritisiert er jedoch.

Es hat eine Menge Lärm und Aufregung rund um unsere Feier gegeben; aber wir vergessen darüber nicht, dass es hier um Erinnerung und Gemeinschaft geht. Der Lärm, auch wenn er noch anhält, liegt nun hinter uns, denn im Herzen dieses Abends herrscht tiefe Stille – die Stille der Leere durch den Verlust.

Meine Familie und ich haben Uri im Krieg verloren, einen jungen, freundlichen, klugen und lustigen Mann. Selbst nach fast zwölf Jahren fällt es mir schwer, darüber öffentlich zu sprechen. Es wird nie wieder sein wie vorher, noch wird es jemals wieder etwas Vergleichbares geben. Es ist unbeschreiblich schmerzhaft, mit diesem entschiedenen „Nein“ zurechtzukommen. Es gibt Augenblicke, in denen es fast alles an sich reißt, was man hat, ein jedes „Ja“.

Es ist schwierig und anstrengend, dauernd gegen das Gewicht des Verlusts anzukämpfen. Es ist schwierig, die Erinnerung vom Schmerz zu scheiden. Es tut weh, sich zu erinnern, aber zu vergessen ist noch fürchterlicher. Und wie leicht ist es in dieser Situation, sich Hass, Wut und Rachsucht zu überlassen. Aber immer dann, wenn ich durch Wut und Hass versucht werde,

spüre ich, dass ich den lebendigen Kontakt zu meinem Sohn verliere. Ich habe meine Wahl getroffen. Und ich glaube, dass diejenigen, die heute Abend hier sind, dieselbe Wahl getroffen haben. Trauer isoliert nicht, sie verbindet und stärkt. Hier können selbst alte Feinde – Israelis und Palästinenser – sich in ihrer Trauer verbinden, ja sogar durch sie.

Ich habe in den vergangenen Jahren manche Hinterbliebenenfamilien getroffen. Ich habe ihnen gesagt, dass man sich nach meiner Erfahrung selbst dann, wenn man sich selbst im Herzen des Schmerzes befindet, daran erinnern soll, dass es jedem anderen Familienmitglied erlaubt ist, so zu trauern, wie es will, wie es ist und wie seine Seele es von ihm verlangt. Niemand kann anderen vorschreiben, wie zu trauern wäre. Das gilt für jede private Familie, und es gilt für die größere „Hinterbliebenenfamilie“.

Uns verbindet ein starkes Gefühl: das eines geteilten Schicksals und der Schmerz, den nur wir kennen, für den es fast keine Worte da draußen im Licht gibt. Deshalb möge man unseren Umgang damit respektieren. Er ist kein leichter Weg, er ist nicht unmittelbar einsichtig, und er ist nicht ohne innere Widersprüche. Aber er ist unser Weg, dem Tod unserer geliebten Menschen Sinn zu verleihen – und unserem Leben nach ihrem Tod. Und es ist unser Weg zu handeln: nicht zu verzweifeln und nicht nachzulassen, auf dass eines Tages der Krieg verblassen und vielleicht ganz verschwinden werde und wir beginnen können zu leben. Ein wahres Leben, keines, das nur von Krieg zu Krieg reicht, von Katastrophe zu Katastrophe.

Ich glaube, dass die Trauer uns, die wir heute hier sind, zu realistischeren Leuten gemacht hat. Wir sehen klar: zum Beispiel die Grenzen der Macht oder die Illusionen der Mächtigen. Und wir sind misstrauischer, als wir es vor der Katastrophe waren, und angewidert, wann immer wir leeren Stolz wahrnehmen oder arrogant nationalistische Verlautbarungen oder hochmütige Stellungnahmen von Führern. Wir sind noch mehr als misstrauisch – wir sind faktisch allergisch dagegen.

In dieser Woche feiert Israel siebzigsten Geburtstag. Ich hoffe, dass wir noch viele Jahrestage feiern können und viele weitere Generationen von Kindern, Enkeln und Urenkeln, die hier mit einem unabhängigen Palästinenserstaat zusammenleben werden: sicher, friedlich, kreativ und, am wichtigsten, in gelassenem täglichen Umgang, in guter Nachbarschaft. Und dass sie sich hier zu Hause fühlen.

Was bedeutet das? Zu Hause ist man an einem Ort, dessen Wände – Grenzen – eindeutig und anerkannt sind, dessen Existenz unumstößlich und entspannt ist, dessen Bewohner mit ihren jeweiligen Verhaltensweisen vertraut sind, dessen Beziehungen zu den Nachbarn beständig sind. So etwas vermittelt ein Gefühl von Zukunft. Doch wir Israelis sind selbst nach siebzig Jahren – und egal wie viele honigsüße patriotische Worte in den nächsten Tagen gesprochen werden – noch nicht dort angekommen. Wir sind noch nicht zu Hause. Israel wurde gegründet, damit das jüdische Volk, das sich so gut wie nie in der Welt zu Hause gefühlt hat, endlich ein Zuhause habe. Doch heute, siebzig Jahre später, mag das starke Israel eine Festung sein – ein Zuhause ist es noch nicht.

Die Lösung für die höchst komplexen Beziehungen zwischen Israelis und Palästinensern kann auf eine kurze Formel gebracht werden: Solange die Palästinenser kein Zuhause haben, werden auch die Israelis keines haben. Das Gegenteil ist genauso wahr: Wenn Israel kein Zuhause wird, wird es auch Palästina nicht.

Ich habe zwei Enkeltöchter, sie sind sechs und drei Jahre alt. Für sie ist Israel selbstverständlich. Für sie ist es klar, dass wir einen Staat haben, in dem es Straßen gibt und

Schulen und Krankenhäuser und einen Computer im Kindergarten und eine lebendige, reiche hebräische Sprache. Ich gehöre einer Generation an, für die all das nicht selbstverständlich war, und von dieser Position aus spreche ich. Einer fragilen, von der aus ich mich ebenso lebendig an die existentielle Angst erinnere wie an die intensive Hoffnung, dass wir jetzt, endlich, zu Hause angekommen wären.

Aber wenn Israel ein anderes Volk erobert und seit 51 Jahren unterdrückt hält, ein Apartheidsregime in den besetzten Gebieten schafft, dann ist es viel weniger geworden als ein Zuhause. Wenn Verteidigungsminister Lieberman friedensliebende Palästinenser von der Teilnahme an einer Zusammenkunft wie der unseren abzuhalten beschließt, ist Israel weniger als ein Zuhause. Wenn israelische Scharfschützen Dutzende palästinensische Demonstranten, die meisten davon Zivilisten, töten, ist Israel weniger als ein Zuhause. Wenn die israelische Regierung versucht, fragwürdige Deals mit Uganda und Ruanda zu improvisieren, damit das Leben von Tausenden Asylsuchenden gefährdet und diese ins Ungewisse ausweisen will, ist Israel für mich weniger als ein Zuhause. Und wenn unser Premierminister Menschenrechtsorganisationen diffamiert und gegen sie hetzt, wenn er versucht, Gesetze zu erlassen, die den Obersten Gerichtshof umgehen sollen, und wenn die Demokratie und die Gerichte permanent herausgefordert sind, wird Israel für jeden ein bisschen weniger als ein Zuhause. Wenn 1,5 Millionen palästinensische Bürger Israels vernachlässigt und diskriminiert werden, wenn das große Potential, das sie für ein gemeinsames Leben hier darstellen, praktisch aufgegeben wird, ist Israel weniger als ein Zuhause, für die Minderheit wie für die Mehrheit.

Israel versetzt uns in Schmerz. Weil es nicht das Zuhause ist, das wir uns wünschen. Wir anerkennen die großartige, wunderbare Tatsache, dass wir einen Staat besitzen, und wir sind stolz auf seine Leistungen in vielen Bereichen, in Industrie und Landwirtschaft, Kultur und Kunst, Informationstechnologie, Medizin und Wirtschaft. Aber wir spüren auch den Schmerz seiner Verfälschung.

Die Menschen und Vereinigungen, die heute hier sind, und viele ähnliche sind wohl diejenigen, die das meiste dazu beitragen, dass Israel ein Zuhause wird, im vollen Sinne des Wortes. Wo wir friedlich und sicher leben werden: ein ungetrübtes Leben, eines, das nicht versklavt wird durch Fanatiker aller Art im Dienste irgendeiner totalitären, messianischen oder nationalistischen Vision. Ein Zuhause, dessen Bewohner nicht bloßes Material sein werden, das für ein Prinzip verfeuert wird, das größer sein soll als sie selbst und sich angeblich ihrem Verständnis entzieht. In dem das Leben nach seiner Menschlichkeit gemessen würde. In dem ein Volk eines Morgens erwachen und sehen wird, dass es menschlich ist. Und in dem ein Mensch spüren wird, dass er an einem unbestechlichen, zugewandten, wahrhaft egalitären, nicht aggressiven und nicht habgierigen Ort lebt. In einem Staat, der nur der Sorge um jede Person gewidmet ist, die in ihm lebt, mitfühlend und tolerant angesichts all der vielen Dialektiken, „Israeli zu sein“. Denn „sie werden das lebende Wort Israels sein“.

Allgemein gesprochen: Ich wünsche unserer Regierung, dass sie weniger verschlagen wäre und dafür klüger. Man darf ja träumen. Man darf auch Errungenschaften bewundern. Für Israel lohnt es sich zu kämpfen. Unseren palästinensischen Freunden wünsche ich dasselbe: ein Leben in Unabhängigkeit, Freiheit und Frieden und den Aufbau einer neuen veränderten Nation. Und ich wünsche mir, dass in siebzig Jahren unsere Enkel und Urenkel, palästinensische wie israelische, hier stehen und ihre jeweilige Nationalhymne singen. Aber einen Vers werden sie zusammen singen können, auf Hebräisch und Arabisch: „ein freies

Volk zu sein in unserem Land“. Und dann wird es vielleicht, endlich, eine zutreffende Beschreibung für beide Völker sein.

*Aus dem Englischen von Andreas Platthaus.*

## **Israels Zukunft**

Der Schriftsteller David Grossman, geboren 1954, hat im August 2006 im Libanon-Krieg seinen Sohn Uri verloren, der als Soldat der israelischen Armee getötet wurde. Am 17. April beging das Land seinen Gedenktag für gefallene Soldaten und Terroropfer. Dazu wurde in Tel Aviv erstmals eine Feier abgehalten, zu der auch Angehörige palästinensischer Opfer des Konflikts im Heiligen Land eingeladen wurden. Der israelische Verteidigungsminister Avigdor Lieberman wollte deren Teilnahme untersagen, scheiterte mit dieser Absicht aber am Obersten Gerichtshof des Landes. David Grossman hielt auf der Feier eine Rede, die wir hier leicht gekürzt dokumentieren. (F.A.Z.)